



Licht!

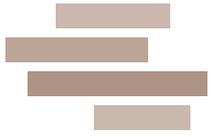
Cicely Mary Saunders, Gründerin
der Hospizbewegung, im fiktiven Interview

Sterbende Menschen wünschen sich Nähe

Gespräch mit Karin Lietz, Sozialarbeiterin im Hospiz Köpenick

Die eine Liebe

Solveig hat ihren Mann beim Sterben begleitet



DRK Kliniken Berlin
Hospiz Köpenick

Am Ende:
Still liegt das Boot auf glatter
See. Nur das Segel erinnert sich froh
an den frischen Wind. *Martha Ritter*



Licht ins Dunkel



Prof. Dr. med. Stefan Kahl ist Chefarzt der Klinik für Innere Medizin – Schwerpunkt Gastroenterologie, Hämatologie und Onkologie, Nephrologie der DRK Kliniken Berlin | Köpenick, Initiator des Hospizes Köpenick und Vorsitzender des Hospiz-Fördervereins.

Um das Sterben und den Tod ranken sich auch in unserer aufgeklärten Gesellschaft immer noch zig Mythen, Gerüchte und Annahmen. Und obwohl das Ende zu unserem Leben gehört, blenden wir es lieber aus. Das Sterben wird verbannt – aus unseren Gedanken, letztlich aus unserem Leben.

Ein Gesprächspartner fragte mich vor einiger Zeit, ob es für mich als Arzt eine Niederlage sei, wenn ein Mensch stirbt. Er hätte mich auch fragen können, ob ich das ganze Leben wie eine Niederlage empfinde, denn von Geburt an läuft „unsere Uhr“ ab – keine rosige Aussicht. Eigentlich. Denn zwischen erstem und letztem Atemzug liegen all die unbeschreiblichen, unbezahlbaren und wunderbaren Momente, die wir Leben nennen. Und Liebe. Und Angst. Und Sorge. Das Leben ist schön, es ist jedoch unberechenbar. Auch wenn wir gerne Kontrolle über unsere Zeit auf Erden hätten – in Wirklichkeit ist das Leben wie eine Pustelblume. Säen, blühen, wachsen, mit dem Wind spielen und vergehen. Die Samenkörner an ihren Fallschirmchen hingegen bringen Kilometer weiter neue Frucht.

Sterben ist keine Niederlage. Und Aufklärung über das Lebensende scheint dringend nötig zu sein. Fast wie ein roter Faden begleitet Sie, liebe Leserinnen und Leser, das Thema *Licht!* in der zweiten Ausgabe unseres Hospiz-Magazins. Wir haben es uns zur Aufgabe gemacht, Licht ins Dunkel des Sterbens zu bringen. Indem wir Geschichten, Interviews, Reportagen und Kolumnen über das Lebensende zusammenführen und mitten ins Leben tragen.

Unser Hospiz-Team leistet seinen Dienst seit gut fünf Monaten. In dieser Zeit ist es zu einer echten Gemeinschaft verschmolzen. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter tragen Licht im Herzen, das ist bei allen Begegnungen spürbar – und zu sehen. Auch dieses Licht ist es, wovon in diesem Heft zu lesen ist.

Stefan Kahl

Inhalt

Telegramm 4 Fiktives Interview mit Cicely Saunders 6 Reportage 10 Interview mit Karin Lietz 14 Steckbrief 17 Sichtweise 18 Zeitlupe 20 Das Stichwort 21 Erfahrung 22 Zuletzt: Ein Parkplatzgespräch 24 Infotafel 26 Impressum 27



Bikertour für das Hospiz Köpenick

Der Anfang ist gemacht – ein kurzer Tourenbericht.

Die anhaltenden Regenfälle Ende Juni machten die Organisatoren der Bikertour skeptisch – steht die Ausfahrt etwa auf der Kippe? Wie draußen gemütlich grillen, wenn es weiter so ergiebig regnet? Irgendwann jedoch lenkte Petrus ein und bei trockenen Straßen fuhren wir vom Standort DRK Kliniken Berlin | Westend, dem Treffpunkt für die Hospiz-Fahrt, endlich los. Für das Bikerherz ein herrlicher Anblick, schließlich war eine bunte Mischung an Motorrädern versammelt – vom potenten Sport-Tourer über den Italo-Cruiser bis zur wüstentauglichen Großenduro. Alle Biker waren sofort auf einer Wellenlänge.

Die Fahrt in Richtung Zwischenziel verlief durch den Berliner Süden über Teltow, durch Storkow bis zur Burg in Beeskow. Dort angekommen wurde zunächst das „stille Örtchen“ besichtigt, danach ging es ins Regionalmuseum, Tabakmuseum und den Folterkeller. Der Anblick der Folterinstrumente aus den Gründerjahren der Burg tat der Stimmung allerdings keinen Abbruch und so bewegte sich der kulturell bestens versorgte Konvoi weiter Richtung Köpenick.

Das lange geplante Grill-Buffett vor dem Hospiz lockte und die guten Straßen – vorbei am Scharmützelsee Richtung Berlin – ließen die Bikerherzen höher schlagen. Der Empfang am Hospiz war herzlich und die Augen aller Biker strahlten, als die Motorräder in einer Reihe direkt vor dem Gebäude parkten. Würstchen und Steaks, gegrillt von Chefarzt Professor Dr. Stefan Kahl persönlich, kamen gut an. Gekrönt wurde der Tag von einer Besichtigung des Hauses und einer Kaffeetafel mit leckerem Kuchen im Gemeinschaftsraum.

Eine runde Sache, so eine Bikertour für den guten Zweck. Der darf freilich nicht fehlen: Am Ende wurden 430 Euro für die Arbeit im Hospiz gespendet. Fazit: Nächstes Jahr sind alle wieder dabei und es können ruhig noch mehr Biker für die Hospiz-Tour werden. Schon jetzt: Herzliche Einladung!

Zum ersten Mal trafen sich 13 Bikerinnen und Biker, um für den guten Zweck eine Runde durch Brandenburg zu drehen. **Wer bei der nächsten Tour im kommenden Jahr** dabei sein möchte, kann sich gerne per E-Mail anmelden: info@hospiz-koepenick.de

Spenden ist kinderleicht

Als Anregung aus einem Gespräch kurz nach der Eröffnung des Hospizes,

erhielt das Hospiz Köpenick einige Zeit später Besuch von *Leben mit Handicap – ANIMA Landesverband Brandenburg*. Geschäftsführerin Anja Frohloff und Vorsitzender des Vorstandes Robert Fischer sowie zwei junge „Unterstützerinnen“ übergaben als Spende eine Kinderspielecke für das Hospiz.

Eine Spielecke für ein Erwachsenenospiz? Aber ja, denn die Menschen, die in diesem Hospiz aufgenommen werden, sind nicht nur Gäste, sondern auch Eltern, Großeltern, Tanten oder Onkel. Somit ist Besuch von Kindern ganz selbstverständlich und immer willkommen. Damit den kleinen Besuchern die Zeit nicht zu lang wird, bietet sich kreative Abwechslung an. Und was ist schöner als Spielen?

Die Kinderspielecke wurde von Anja Frohloff und vier jungen „Fachexperten“ im Alter von 5 bis 11 Jahren liebevoll zusammengestellt. Sie besteht aus einem Spielteppich und drei Rollcontainern, gefüllt mit unterschiedlichen Materialien: Spielsachen, Büchern, Bastel- und Malutensilien.

Das große Plus dieser Kinderspielecke ist, dass sie mobil eingesetzt werden kann, eben gerade dort, wo Kinder sich gerne aufhalten möchten und nebenbei das Hospiz mit ihrem Lachen, ihrer Freude und ihrer Fantasie bereichern. Denn Hospiz ist Leben. Ein Dank für diese Spende an Leben mit Handicap – ANIMA Landesverband Brandenburg e.V.

Mehr Informationen
über ANIMA
Landesverband
Brandenburg e.V. finden
Sie im Internet unter:
www.leben-mit-handicap.com



Serviceinformationen, Interviews, Porträts
und Geschichten finden Sie unter:

www.hospiz-koepenick.de



Für Sterbende geht es mehr denn je um Lebensqualität und Selbstbestimmung. Ein fiktives Interview mit Cicely Mary Saunders, Gründerin der modernen Hospizbewegung.

Frau Saunders, derzeit listet der Hospiz- und Palliativverband Berlin 14 stationäre und 20 ambulante Hospize und Hospizdienste für die Hauptstadt in seinem Internetportal. Freuen Sie sich darüber?

Ja und nein. Ja, weil die Idee der modernen Hospizarbeit nicht mehr wegzudenken ist. Und weil sich viele Träger, Ärzte, Pflegende, Sozialarbeiter und Ehrenamtliche in der Verpflichtung sehen, Sterbenden diesen oft letzten Dienst zu erweisen. Und nein, weil die zur Verfügung stehenden Einrichtungen zwar Vorreiter sind, aber immer noch ein großer Platzbedarf vorhanden ist. Der übrigens zunimmt.

Woran liegt es, dass es zu wenige Hospize gibt?

Es werden mehr finanzielle Mittel gebraucht. Der sterbende Mensch muss umsorgt werden, ohne Pause. Dafür benötigen Hospize ausreichend qualifiziertes und motiviertes Personal. Frauen und Männer, die in der Pflege und Palliativversorgung fit sind und dabei offene Ohren für ihre Gäste und deren Angehörige haben. Die jedoch selbst gefestigte Persönlichkeiten sein wollen, denn der tägliche Umgang mit dem Tod ist eine ernste Herausforderung für das eigene Leben.

Nun ist Deutschland kein armes Land und man möchte meinen, Geld gäbe es genug?

Mir fehlt noch zu sehr der politische Wille, der große Plan, der Biss, wenn Sie so wollen. Die Politik ist in der Lage, für eine alternde Gesellschaft die nötigen Weichen zu stellen. Sie muss das viel schneller in Angriff nehmen als bisher. Und wesentlich qualifizierter. Es muss nicht sein, dass nahezu 50 Prozent aller Deutschen in Krankenhäusern sterben. Deren Aufgabe ist überwiegend eine andere.

Dennoch breitet sich der Hospizgedanke weiter aus?

Ja, denn es gibt einen dritten Aspekt. Mutige, engagierte und qualifizierte Menschen fassen sich ein Herz und wollen ein Hospiz gründen. Ist der Gedanke erst einmal manifestiert, finden sich oft starke Unterstützer. Allerdings kostet das Kraft und jede Menge Zeit. Immerhin ist es mit dem Bau oder der Einrichtung eines Hauses allein nicht getan. Aber für das Engagement der Gründer können wir sehr dankbar sein. Auch dafür, dass sich Pflegekräfte auf diesen Dienst einlassen und ihn mit Herzblut füllen. Auch dafür, dass der Wille, das Lebensende lebenswert zu gestalten, heute kaum noch Diskussionen auslöst.



Weshalb nicht?

Wir alle werden, früher oder später, in eine Situation kommen, dem Sterben ganz nahe zu sein. Etwa wenn wir Eltern, Familienangehörige, Freunde oder Bekannte während des Sterbens begleiten. Oder wenn das eigene Sterben „vor der Tür“ steht. Niemand möchte dann Schmerzen haben, allein sein oder verzweifelt. Das „Loslassen“ vom Leben ist schon schwer genug.

Zu Ihrer Zeit war das anders ...

... obwohl der Hospizgedanke uralte ist. Menschen zu pflegen, ihnen nicht nur Begleitung im medizinischen Sinne angedeihen zu lassen, wird schon in der Bibel beschrieben. Oder in noch älteren asiatischen Schriften, um nur zwei Beispiele zu nennen. Die Herberge – ein wunderbares Wort für Hospiz – ist von jeher ein Rückzugsort.

Aber mittlerweile auch ein offenes Haus?

Familienangehörige und Besucher können jederzeit bei den Sterbenden sein. Die sozialen Kontakte sollen gerade in den letzten Tagen nicht abreißen.

Warum nicht?

In den 1960er Jahren prägte ich den Begriff des *Total Pain*. Danach besteht Schmerz aus vier Dimensionen: Physisch, psychisch, sozial und spirituell. Wenn wir heute von Schmerzen reden, meinen wir oft körperliche Leiden. Schmerz hingegen ist ein komplexes Phänomen, im Idealfall also auch nur ganzheitlich zu „stillen“. Sozialkontakte und Seelsorge sind mindestens so wichtig wie physische

Schmerzfreiheit, darüber ist man sich heute einig. Und es gibt einen Haken: Die Seele – irgendwo zwischen Kopf, Herz und Bauch vermutet – lässt sich nicht so leicht beeinflussen oder gar ausschalten.

Was bedeutet das?

Wenn es Sterbenden und ihren Angehörigen nicht gelingt, Frieden in allen Angelegenheiten zu finden, stellt sich kein inneres Gleichgewicht ein. Der Tod ist, wenn sie so wollen, erbarmungslos. Er tritt ein, so oder so. Die zurückbleibenden Angehörigen werfen sich dann später vor, nicht alles geklärt zu haben. Das ist wie ein Rucksack, den man dann sein Leben lang tragen muss.

Cicely Saunders, Krankenschwester, Sozialarbeiterin und Ärztin, lebte von 1918 bis 2005 in England. Sie gilt als Begründerin der Palliativmedizin und modernen Hospizbewegung. Für ihre Arbeit ist sie mit zahlreichen hoch dotierten Auszeichnungen geehrt worden. Sie verstarb 87-jährig in dem Hospiz, das sie 1967 selbst gründete.

Die Journalistinnen Katrin Schneider und Anouk Yandoh haben sich mit der Biografie von Cicely Mary Strode Saunders – so ihr vollständiger Name – mehrere Wochen auseinandergesetzt und danach Fragen und Antworten in einem fiktiven Interview zusammengeführt.

Lebensqualität und Selbstbestimmung bis zum Schluss sind zentrale Leitgedanken im Hospiz.

Keine gute Aussicht, oder?

Kommt darauf an. Viele von uns tragen so einen Rucksack, der gelegentlich auf die Schultern drückt. Wir können den Frieden am Lebensende zwar nicht erzwingen, aber wir könnten über unsere „Schatten“ springen, sozusagen. Einander vergeben oder verzeihen etwa. Das kann selbst die beste Palliativversorgung nicht leisten. Auch ein klärendes Gespräch, sollte das noch möglich sein, wirkt wie ein Regenguss in sommerlicher Hitze. Auch ein Gebet – ob nun jemand religiös ist oder nicht – kann helfen. Alles, was Ruhe in der Seele herbeiführt, ist gut.

Ist Seelenfrieden – ein dehnbare Begriff – nicht die eigentliche Herausforderung in der Hospizarbeit?

Wieso dehnbare? Ich finde, es ist ein klarer Zustand der inneren Befreiung. Die hilft im Leben und im Sterben gleichermaßen. Das Hospiz schafft die räumlichen und personellen Voraussetzungen dafür, dass jeder Gast seinen Seelenfrieden finden kann. Aber noch einmal, erzwingen lässt er sich nicht. Jedes Sterben ist anders und wir müssen akzeptieren, dass wir trotz guter Ausbildung und profunder Berufserfahrung Lernende bleiben. Schon allein, weil wir nicht immer bis ins Detail in die Lebensgeschichte der Sterbenden eindringen und sie verstehen können.

Und Seelsorge im Hospiz kann das schaffen?

Im Prinzip ja, aber auch das ist keine Einbahnstraße. Seelsorgerinnen und Seelsorger sind zunächst besonders qualifiziert und in aller Regel erfahren, wenn es um die Sorgen und Nöte von Sterbenden geht. Sie können gut zuhören, leisten Beistand in allen Situationen – auch für die Angehörigen – und oft ist es so, dass dabei die Religionszugehörigkeit keine Rolle spielt. Seelsorger sind im Idealfall in das Hospiz-Team integriert und in den entscheidenden Momenten vor Ort.

Was sind entscheidende Momente?

Wenn ein Sterbender zum Beispiel beten und sich unter den Segen Gottes stellen möchte. Auch Taufen hat es

schon gegeben, im letzten Moment sozusagen. Oder wenn Angehörige verzweifelt und mit den Kräften am Ende sind. Ebenso, wenn es im Hospiz-Team Redebedarf gibt. Denn das Team ist sozusagen das Getriebe, hier sollte es möglichst wenig „knirschen“.

Wenn aber jemand nicht religiös ist?

Die meisten Seelsorgerinnen und Seelsorger sind für jeden Sterbenden da. Es würde aus meiner Sicht keinen Sinn ergeben, wenn Katholiken oder Protestanten seelsorgerliche Zuwendung erfahren und ein religiös ungebundener Sterbender nicht. Das widerspräche auch dem Gedanken der Herberge am Ende des Lebens.

Werden Ihre Ideen und praktischen Ansätze für eine gelingende Hospizarbeit von einst Ihrer Ansicht nach in Ihrem Sinne weiterentwickelt?

Was bedeutet „in meinem Sinne“ eigentlich? Die Zeit bleibt nicht stehen. Als ich 1967 das *St. Christopher's Hospice* im Südosten Londons eröffnete, gab es schon andere Hospize. Mein Ansatz der umfassenden Betreuung und Begleitung des Sterbens hingegen war neu, vor allem auch, weil nun die vorhin angesprochenen vier Dimensionen des Schmerzes in den Fokus rückten. Mein Optimalversorgungskonzept *Hospice Care* wird unter dem Namen *Palliative Care* weiterentwickelt. Zentrale Leitgedanken sind dabei Lebensqualität und Selbstbestimmung bis zum Schluss. Zunächst wird sich daran in der modernen Welt nicht viel ändern. Allerdings entwickeln sich Mittel und Methoden weiter, das ist eigentlich keine Frage.

Weit über 8.000 Hospize sind weltweit nach Ihrem Vorbild gegründet worden.

Naja, das war die Absicht. Und dennoch ist jedes Hospiz anders. Jedes Hospiz-Team hat eigene Ideen, die es verwirklichen und weiterentwickeln möchte. Es gibt Unterschiede in den räumlichen, personellen und finanziellen Voraussetzungen. Ebenso sind die regionalen und politischen Gegebenheiten teilweise enorm unterschiedlich. Es eint sie jedoch alle der Gedanke, den sterbenden Menschen zu begleiten.

Sie wurden 1989 als einzige Frau im 20. Jahrhundert zum Ehrendoktor der Medizin ernannt.

Später reihte sich auch die Bundesärztekammer in die Liste der Preisstifter ein. Die Preise und Auszeichnungen waren Anerkennungen meiner Leistungen an sich, und die damit verbundenen Dotierungen waren ebenfalls willkommen. Viel wichtiger jedoch war der Effekt, dass der Hospizgedanke in seiner modernen Form immer mehr in die Öffentlichkeit gelangte.

Was konnte die Öffentlichkeit damit anfangen?

Vor dem Tod, sagen die Leute, hätten sie keine Angst. Aber vor dem Sterben. Vielleicht hätten wir gar nicht so eine heftige Debatte um die Sterbehilfe, wenn alle Menschen wüssten, dass ihnen im Hospiz nach allen Regeln der Kunst geholfen wird. Wenn es genügend Hospizeinrichtungen gäbe, wenn nicht Krankenhäuser als Quasi-Hospize – was sie nicht sind – erhalten müssten. Die Angst vor dem Sterben liegt auch darin begründet, dass Menschen die verschiedenen Prozesse, die beim Sterben sinngemäß „durchwandert“ werden, kaum kennen. Sie hören Horrorgeschichten – jeder kennt mindestens eine – und ihre Verunsicherung wächst. Unstrittig ist, dass nicht jeder Mensch am Lebensende die Hilfe bekommt, die er benötigt.

Viele Schwerstkranke und Sterbende wollen niemandem zur Last fallen.

Das verstehe und akzeptiere ich. In der Tat kostet es enorme Überwindung, ehemals autarke Lebensweise loszulassen, etwa bis dahin, dass ich für meine Ausscheidungsprozesse Hilfe brauche oder sie gar nicht mehr mit Unterstützung der eigenen Kraft kontrollieren kann. Stellen Sie sich einen Lehrer vor, eine Sekretärin, eine Polizistin, einen Handwerker – sie waren immer für sich selbst und viele andere verantwortlich. Und dann sind sie hilflos. Das allein schon macht vielen Schwerstkranken und Sterbenden zu schaffen.



Eine „aufgeräumte“ Seele spielt für das Sterben eine wichtige Rolle.

Wie kann man Sterbenden zu erkennen geben, dass sie im Hospiz so sein dürfen, wie sie sind?

Im Prinzip sollte das für den Menschen überall auf der Welt gelten, dass er so sein darf, wie er ist. Im Leben wie im Sterben. Aber ich weiß, das ist – noch – eine Illusion. Tatsächlich jedoch treten Hospiz-Teams an, um ihren Dienst mit Hingabe zu erfüllen. Und sie wissen weitgehend, was auf sie zukommt. Außerdem wächst mit jedem Tag der individuelle Erfahrungsschatz des einzelnen Pflegenden und ich würde das auch wirklich als *Schatz* bezeichnen.



Weshalb?

Ganz einfach: Versuchen Sie, eine Hospiz-Fachkraft zu finden. Sie stehen nicht gerade Schlange, übrigens vor keinem Hospiz der Welt. Deshalb ist es wichtig, mehr Frauen und Männer für die verantwortungsvolle Arbeit in einem Hospiz zu interessieren.

Welche Rolle übernehmen Ehrenamtliche in der Hospizarbeit?

Sie sind in vielerlei Hinsicht von Bedeutung. Da sie selbst keine pflegerischen Tätigkeiten ausüben dürfen, spenden sie überwiegend Zeit. Oder sie helfen den Gästen beim Essen, erledigen Besorgungen, laden zum Spaziergang ein. Auch Küchen-, Vorlese- und Organisationsdienste sind möglich. Das Betätigungsfeld für Ehrenamtliche ist groß, viele wachsen mit ihren Aufgaben. Ich bin für eine gute Koordination und Begleitung der ehrenamtlichen Dienste, das erspart Konflikte und bewahrt weitgehend vor Überlastungen.

Die kann es geben?

Aber selbstverständlich. Wie in jedem Beruf und während jeder ehrenamtlichen Tätigkeit kann es zu Überforderungen kommen, tendenziell oder akut. Wichtig ist, darauf angemessen zu reagieren. Für Ehrenamtliche sind Schulungen oder Kurse, in denen sie auf ihre Tätigkeiten im Hospiz vorbereitet werden, beinahe unerlässlich. Es würde auch niemand ohne Not einen Fallschirmsprung unvorbereitet wagen. Noch eine Bemerkung sei gestattet: Das Hospiz ist kein Ort, an dem man sich nach Lust und Laune ausprobieren kann. Ich habe *Teamwork* zwar nicht erfunden, aber hier gilt: Hand in Hand, alle für alle.

Wenn Sie sich etwas wünschen dürften?

Mehr Licht! Das könnte erhellend sein, wenn es um das Sterben geht. In der Religion bedeutet Licht werden, Freiheit und Trost zu erfahren und verborgene Erkenntnisse zu erlangen. Sicher spielt dabei eine „aufgeräumte“ Seele eine wichtige Rolle. Und wer es nicht spirituell mag, der wird Licht auf dunklen Pfaden dennoch zu schätzen wissen. Licht ins Dunkel unserer Vorurteile und ungefähren Annahmen zu bringen – ich glaube, das wäre mein Wunsch.

Für einen Kaffee reicht es noch





Warum ein einziges Gespräch für ein Leben reicht. Warum es elektrisieren kann. Und es dennoch nicht genug ist. Uwe Baumann hat einen Tag im Hospiz verbracht.

Still steht der Bau in der Morgensonne, die in Berlin oft ihr Bestes gibt. Mit der Fotokamera drehe ich eine Runde ums Haus, für einen Fotografen ist „gutes“ Licht Freude und Herausforderung zugleich. Mir fällt ein, was Cicely Saunders in ihrem fiktiven Interview in diesem Heft sagte: Sie würde sich wünschen, Licht ins Dunkel unserer Vorurteile und diffusen Kenntnisse über das Sterben bringen zu können. Viel mehr Licht.

Tränen gibt es reichlich

Einen kleinen Teil des Hospiz-Teams kenne ich flüchtig, alles fröhliche Frauen und ein Mann, die keinen Zweifel daran lassen, dass sie mächtig viel Ahnung haben von dem, was sie täglich leisten. Im wahrsten Sinne des Wortes, denn sie können ihre Arbeitszeit nur vage planen – der sterbende Mensch lässt sich kaum berechnen. Zufall und viele unvorhersehbare Faktoren haben hier die Oberhand. Das dennoch alles „wie am Schnürchen“ läuft, ist auf die Erfahrung der einzelnen Pflegenden zurückzuführen. Es fällt auf, dass nicht nur die Gäste umsorgt werden, sondern auch die Angehörigen und Besucher. Ein Hausarzt konsultiert seinen Patienten, an diesem Tag wird auch ein Gast neu aufgenommen. Irgendwann kreuzen zwei Familien auf, einen Jungen im Schlepptau, vielleicht im Alter meiner kleinen Tochter. Der Junge steuert sein Spielzeugauto vor dem Hospiz hin und her und zeigt ein paar Vorübergehenden seine Fahrkünste. Gut so, denke ich, das Hospiz ist kein geheimnisvoller Ort der Tränen, sondern eine Herberge für die Lebenden und Sterbenden. Wobei Tränen fließen, reichlich sogar. Die meisten der Gäste hängen am Leben, viele hadern mit dem Schicksal. Das würde ich auch, ganz gewiss. Einige Frauen und Männer wollen nicht über ihre Krankheit und das Sterben reden. Heute jedenfalls nicht.

Das Paradies auf Erden

Mit zwei Frauen komme ich ins Gespräch. Beide haben Krebs. Warm heute – Ja, ganz schön – Gehen wir für einen Moment vor die Tür? – Ja, machen wir, ist ja sonst nichts los – Na, dann

zack, zack. Mit Rollator und Rollstuhl geht es nach draußen. Wie sie von ihrer Krankheit erfahren haben, wollte ich wissen. Und was sie einst für Berufe hatten. Beide lächeln, wenn sie erzählen. Überhaupt sehe ich viele Menschen lächeln – Gäste, Angehörige. Ein Pärchen verirrt sich zufällig ins Hospiz, in der Annahme, dies sei so eine Art Cafeteria. Als sie ihren Irrtum erkennen, verlassen sie fluchtartig das Haus. „Da hamse gemerkt, dass se noch nich dran sind“, wirft eine meiner Begleiterinnen ein. Von der anderen erfahre ich, dass sie früher in einer Druckerei gearbeitet hat. Also in so einem Riesending mit lauten Maschinen, tonnenschweren Papierstapeln und ewig trockener Luft. Für mich ist eine Druckerei, zumal eine alte, das Paradies auf Erden. Ich mag den Geruch von Farbe und Papier. Klingt vielleicht schräg, ist aber so. Jedenfalls haben wir ein beinahe unerschöpfliches, elektrisierendes und spannendes Gesprächsthema gefunden.

Gleich am Eingang liegt das Erinnerungsbuch. Am 13. Juni hat sich das Team von Ingrid verabschiedet. Sie war nur knappe vier Tage im Hospiz.

Den Humor nicht verlieren

Irgendwann erfahre ich mehr. Vom Garten, den eine der beiden mit Liebe gestaltete und pflegte, von drei Hunden, einer davon ein Husky. Das würde auch meiner Tochter gefallen, dachte ich. Sie hat ein ausgesprochenes Faible für Hunde und Wölfe, wobei es letztere nicht zwingend zum Liebling auf der Wohnzimmerecouch bringen werden. Wir lachen zusammen darüber. Ich glaube, es ist ein befreiendes Lachen, wenigstens für den einen, kleinen Moment. Ich will ehrlich sein – das Sterben steht immer irgendwie als Gespinnst im Weg. Stumm, nicht aufdringlich. Aber spürbar. Den ganzen Tag lang.

„Wir verlieren unseren Humor aber nicht“, sind beide Frauen überzeugt. Als sie sich nach dem Mittagessen verabschiedeten,

wünschen sie sich, falls sie einander nicht wiedersehen, eine gute Reise. Das klingt nicht etwa bitter, sondern wie ein aufrichtiger Wunsch unter Freundinnen. Ich habe einen Kloß im Hals und keinen Appetit. Auch nicht auf die selbstgebackenen Pfannkuchen aus der Hospiz-Küche.

Das Boot entfernt sich

Irgendwann taucht Franzi auf, die eigentlich Franziska heißt. Sie hat ein Praktikum im Hospiz absolviert und besucht jetzt eine der beiden Frauen. Einfach so. Gemeinsam geht es in den nahen Park. Mit dem Rollstuhl, schön sachte und immer in Deckung vor der flirrenden Sonne. An Franzis rechtem Arm hat sich ein Tattookünstler austoben dürfen. Und zwar richtig. Das schaut gut aus und wird doch nicht jedermanns Geschmack sein. Die Zeit vergeht mit Gesprächen und Flachserien, wir erzählen uns gegenseitig weltbewegende und lapidare Geschichten. Wie einfach das ist – fremde Menschen reden miteinander. Das sollten wir viel öfter im Blick haben, nicht erst im Angesicht des Todes. Irgendwann kehren wir die paar Schritte zum Hospiz zurück. Die beiden Frauen begrüßen sich erneut, allerdings mit einem charmanten Seitenhieb: „Nee, ich bin noch nicht weg, wird wohl noch für einen Kaffee reichen.“

Anderen sieht man das nahe Sterben an. Die körperlichen Kräfte sind erschöpft, der Blick nicht mehr klar. Es ist, als würde man ein Schiffstau vom Kai lösen. Noch ist das Ufer zu sehen, aber das Boot entfernt sich unaufhörlich. So jedenfalls hat der Songwritter Leonard Cohen beschrieben, wie er sich den Übergang vom Leben zum Tod vorstellt. Kein schlechter Gedanke, aber jeder sieht und erlebt das anders.

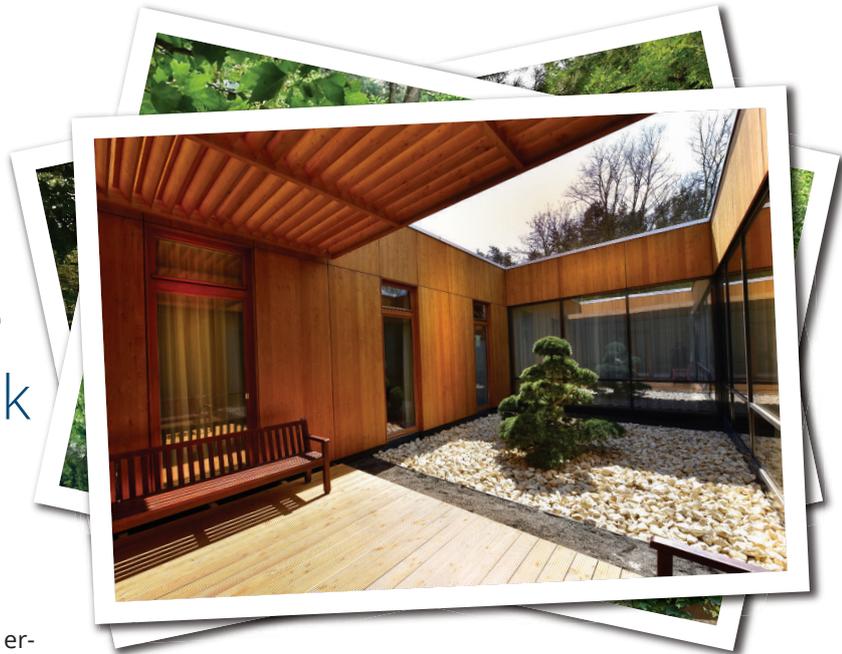
Das Hospiz-Team

Während ich meine Eindrücke sammle, arbeitet das Hospiz-Team wie ein Schweizer Uhrwerk. Wie viele gelaufene Kilo-



An vielen Stellen im Hospiz stehen kleine Pflanzengestecke oder wilde Wiesensammelsurien und Blumensträuße.

Anderen sieht man das nahe Sterben an. Die körperlichen Kräfte sind erschöpft, der Blick nicht mehr klar.



Im Atrium des Hospizes können sich die Gäste an die frische Luft zurückziehen und bleiben dennoch geschützt, falls sie nicht „ganz nach draußen“ möchten.

meter pro Tag zusammenkommen? Wie viele Wünsche erfüllt werden? Wie viele Fragen beantwortet, Hände gestreichelt, tröstende Worte gesprochen? Keine Ahnung, sicher ist so eine statistische Erhebung auch nicht wichtig. Niemand macht viel Wind um die Dinge, die still und fast im Nebenbei erledigt werden. Wer jedoch annimmt, im Hospiz sei es fortwährend gespenstisch leise, irrt. Vor allem sind es die Gäste, die „was raushauen“ – einen Witz, eine flapsige Bemerkung oder „einen Schwank aus der Jugendzeit“, wie es ein älterer Herr formulierte.

Zur Dienstübergabe herrscht Konzentration, die verantwortlichen Pflegerinnen und Pfleger informieren sich umfassend über jeden Gast. Ich verstehe kaum ein Drittel der medizinischen Fachbegriffe, aber es wird sonnenklar, dass ein Hospiz nichts für Weicheier ist. Hier findet das Leben sein Ende, in der kurzen Zeit seit der Eröffnung im Mai über sechzig Mal. Im Erinnerungsbuch wird der Verstorbenen gedacht. Jeder kann darin lesen, etwas hinzufügen oder einkleben. Zu allen Namen schreibt das Team einen Vers aus dem Zitatenschatz von Dichtern, Musikern oder Philosophen. Auf diese Weise können jene, die zwischen den Seiten blättern, ihren eigenen Gedanken folgen.

Sorge um jeden Menschen

Christa Scholz ist katholische Krankenhauseelsorgerin aus dem Erzbistum Berlin. Dass sie sich ausnahmslos um jeden Gast im Hospiz kümmert, ist nicht selbstverständlich. Denn gelegentlich folgen auch Seelsorger ihrem Auftrag entweder sporadisch oder streng nach Konfessionen getrennt. Frau Scholz hingegen ist nicht nur fachlich auf der Höhe – Seelsorge ist ein sensibler Bereich der geistlichen Begleitung eines Menschen – sie wurde rasch unverzichtbarer Teil des Hospiz-Teams. Sie ist jederzeit ansprechbar, für Gäste, Pflegende und Angehörige gleichermaßen. Ich bin froh und dankbar, dass sie sich gelegentlich zu mir gesellt, Gespräche mit Gästen beginnt, achtsam einhakt, das Schweigen bricht und dennoch die Stille nicht zerstört. Wer Rat und Trost sucht, findet beides bei ihr. Cura animarum – die Sorge

um die Seele – ist am Lebensende von besonderer Bedeutung. Sterbende können Gedanken ordnen, lange Ungesagtes aussprechen, sich versöhnen, ihren letzten Willen bekunden und schließlich Abschied nehmen. Seelsorger helfen, die Flut der Gedanken, Gefühle und Wahrnehmungen in Bahnen zu lenken, sie begleiten praktisch die letzten Tage eines Menschen wie ein guter Freund. Ich finde das eine der schönsten Erfindungen, die es gibt. Nicht allein sein zu müssen, wenn es ans Sterben geht.

Ich darf gehen

Am Ende des Tages beschleicht mich ein Gedanke: Ich kann gehen, muss nicht im Hospiz bleiben. Wie befreiend das ist. Vielleicht weiß man Leben erst dann richtig zu schätzen, wenn man mit dem Ende konfrontiert ist. Und nicht verdrängt, dass für jeden von uns eines Tages „das Licht ausgeht“, wie der Volksmund sagt. Ob das Licht tatsächlich erlischt, wissen wir nicht, niemand kann von der anderen Seite, dem Tod, berichten.

Im Hospiz gibt es Abendbrot. Wem das Laufen oder Rollstuhlfahren noch möglich ist, setzt sich um den großen Tisch neben dem Atrium. Ich sehe die beiden Damen wieder, extra für sie gibt es Steinpilzsuppe. Das Hospiz-Team erfüllt die Wünsche der Gäste fast im Handumdrehen und das erinnert mich an ein Hotel. Besucher heißen dort auch Gäste. Vielleicht ist die Herberge am Ende des Lebens so eine Art Zwischenstation, ein vorübergehendes Dach über dem Kopf für alles, was danach kommt. Als ich das Hospiz verlasse, wünsche ich allen Gästen eine gute Reise. Und ich bin froh, dass ich lebe.

Sterbende Menschen wünschen sich Nähe



Interview mit Karin Lietz, Sozialarbeiterin im Hospiz Köpenick

Wie sind Sie Sozialarbeiterin geworden, was gab den Ausschlag für diesen Beruf?

Es klingt vielleicht befremdlich, aber Sterben und Tod begleiten mich bereits mein bisheriges berufliches Leben, also mehr als zwei Jahrzehnte. Ich habe nach dem Abitur eine Ausbildung zur Krankenschwester absolviert, um die Wartezeit auf den Medizinstudienplatz sinnvoll zu nutzen. Während meines Medizinstudiums ist meine Mutter sehr jung an Krebs erkrankt. Es war nicht klar, ob sie überlebt. Sie hat zum Glück überlebt. Durch ihre Erkrankung jedoch, diesen Schicksalsschlag für sie und unserer Familie, bin ich mit Sozialarbeit in Kontakt gekommen.

Eine Sozialarbeiterin, die meine Mutter in der Klinik begleitete, hat mich nachhaltig beeindruckt. Mir wurde plötzlich klar, dass ich das Medizinstudium nicht beenden kann. Es fühlte sich nicht passend an, ich wollte näher, intensiver an den Menschen sein und ressourcenorientiert arbeiten, nicht auf ein Organ oder Defizite fokussiert. Also habe ich mich zu einem Studienplatzwechsel entschieden, in Richtung Soziale Arbeit und Sozialpädagogik. Ich habe diesen Wechsel nie bereut. Zur Finanzierung des Studiums habe ich parallel auf Intensivstationen als Krankenschwester gearbeitet. Sterben und Tod gehören für mich ganz selbstverständlich zum Leben. Was aber nicht bedeutet, dass ich abgehärtet bin gegenüber Leid und Trauer.

Was bedeutet es für Sie, sich den sterbenden Menschen zu widmen?

Für mich bedeutet es, dass ich mich ganz diesem Menschen zuwende. Ich möchte das Wort „selbstlos“ in diesem Zusammenhang erwähnen, denn es geht nicht um mich, sondern um diesen einen Menschen in seiner aktuellen Ausnahmesituation. Ich nehme mich zurück, um Raum für Gespräche, Nähe und Halt zu schaffen. Mir ist das Zuhören sehr wichtig. Eine Geste sagt oft mehr als

Worte. Ich möchte ihnen ein Beispiel geben. Vor kurzem ist ein Gast verstorben, Frau F. Sie war eine sehr zarte und bescheidene, vom Krebsleiden ausgezehrt Person. Ich habe sie oft im Hospiz bei ihrem Gang am Rollator über den Flur begleitet. Wir hatten eine Gemeinsamkeit – kalte Hände. In den Tagen und Stunden vor ihrem Tod saß ich mehrfach an ihrem Bett. Sie hat mir ihre Hände entgegengestreckt und diese waren warm, fast heiß – zum ersten Mal. Wir hielten uns an den Händen und ich spürte ganz deutlich, wie ihre Wärme erst in meine Fingerspitzen, dann in die Finger, die Hände und schließlich in die Arme strahlte. Es war ein unglaublich berührender Moment. Ich sagte ihr, dass ich mich gerade sehr geborgen fühle, da musste sie lächeln.

Diese intimen Momente mit unseren Gästen sind ein Geschenk. Ich erinnere mich an sie und dadurch wird Erinnerung Gegenwart. Frau F. ist jetzt in diesem Moment wieder ganz lebendig.

Ich sagte ihr, dass ich mich gerade sehr geborgen fühle, da musste sie lächeln.

Welche besonderen Bedürfnisse haben sterbende Menschen?

Sterbende Menschen und damit meine ich Menschen, die nur noch wenige Wochen, Tage und Stunden leben, haben wenige, dafür aber sehr gewichtige Wünsche. Es geht darum, was am Ende noch zählt. Ich kann hier nur auf meine Erfahrungen zurückgreifen: Sterbende Menschen wünschen sich Nähe. Die Wärme einer Hand zu spüren, umarmt zu werden, wiegt mehr als jedes Wort. Oft bitten unserer Gäste uns auch, sie nicht alleine zu lassen, wenn es „denn mal soweit“ ist.

Karin Lietz: „Ich nehme mich zurück, um Raum für Gespräche, Nähe und Halt zu schaffen.“



Sterbende Menschen hoffen darauf, dass sie keine beziehungsweise wenig Schmerzen erleiden müssen. Die Angst vor einem qualvollen Sterben ist ein zentrales Thema. Glücklicherweise hat die moderne Palliativmedizin hier viele Gestaltungsmöglichkeiten, um Schmerzen zu lindern und zu nehmen. Sterbende Menschen wünschen

„Ich verstehe Soziale Arbeit immer auch als psychosoziale Begleitung, denn ein Mensch besteht aus Seele, Geist und Körper.“

sich Normalität und Halt in einer für sie völlig hoffnungslosen und angstbehafteten Situation. Sie wünschen sich Menschen, die für sie stark sind, die sie auffangen und auf ihrem letzten Weg begleiten.

Welches sind die häufigsten Fragen und Probleme, auf die Sie während Ihrer Arbeit stoßen?

Die häufigsten Fragen kommen zum Thema Hospizaufnahme. Wie komme ich in ein Hospiz? Wie teuer ist ein Hospizplatz? Muss ich etwas dazuzahlen? Wie ist die Versorgung vor Ort? Kann ich mein Haustier mitnehmen? Ist Rauchen erlaubt? Gibt es feste Besuchszeiten?

Ich berate dazu telefonisch oder aber bei einem Termin direkt vor Ort im Hospiz.

Dass größte Problem ist unsere Warteliste. Kein Berliner Hospiz kann eine Aufnahme für den Folgetag zusichern oder bei Anmeldung einen Aufnahmetermin benennen. Wir haben eine Warteliste, die nach Anmeldedatum geführt wird, denn der Bedarf übersteigt das Angebot weitaus. Ich muss täglich Angehörige vertrösten, um ihre Not wissend, aber ich würde mich in ein moralisches Dilemma begeben, wenn ich willkürlich eine Auswahl treffen würde. Wie will ich Leid und Not messen?

Inwieweit ist Sozialarbeit auch Seelsorge? Kann oder muss man beides voneinander trennen?

Ich verstehe Soziale Arbeit im Hospiz immer auch als psychosoziale Begleitung. Ein Mensch besteht aus Seele, Geist und Körper. Seelsorge hat einen konfessionellen Ursprung. Obwohl ich das Wort an sich sehr mag, würde ich es so für mich jedoch nicht verwenden. Aber letztendlich verfolgen beide doch ein Ziel – die Sorge um den sterbenden Menschen und seine Angehörigen. Diese sehnen sich nach Menschen, die ihnen Halt geben, weil sie sich gerade schwach und verletzlich fühlen. Als Sozialarbeiterin gehören Beratung, Information und Administration zu meinen Aufgaben aber ein nicht unerheblicher Teil der Zeit ist psychosoziale Begleitung. Ich kann hier nicht voneinander trennen, da die Grenzen zu sehr ineinander verschwimmen.

Sind Sie selbst schon einmal mit dem Tod naher Angehöriger konfrontiert worden?

Ja, und obwohl ich schon allein durch den beruflichen Hintergrund so viel zum Thema Sterben und Tod weiß, trifft mich die Trauer immer noch in allen ihren Facetten.

Endet die Sozialarbeit mit dem Tod des Gastes?

Nein. Wir kümmern uns als Team um die Angehörigen, trösten und beantworten noch offene Fragen. Nach dem Tod erstelle ich die Sterbefallanzeige für das Standesamt und melde der Krankenkasse den Tod des Gastes. Wenn ein Gast keine Angehörigen hat, dann rege ich beim Nachlassgericht eine Nachlasspflegschaft an. Viele Angehörige kommen in den Tagen und Wochen nach dem Tod noch einmal ins Hospiz, um uns von der Beerdigung zu berichten, um uns zu danken oder einfach um getröstet zu werden.

Wenn Sie sich im Zusammenhang mit Ihrer Arbeit etwas wünschen dürften, was wäre das?

Die Arbeit im Hospiz erfüllt mich sehr. Natürlich ist mir bewusst, dass nur sehr wenige Menschen am Lebensende

in den Genuss dieser Versorgung kommen. Ich benutze in diesem Zusammenhang gerne den provokativen Satz: „Hospiz ist Sterben erster Klasse“. Dabei hat gemäß der Charta zur Betreuung schwerstkranker und sterbender Menschen in Deutschland jeder Mensch das Recht auf einen würdigen Tod.

Die Mehrzahl unserer Gäste sagt, dass sie am liebsten zu Hause sterben würden, aber es ginge ja wegen der Umstände nicht. Jeder Mensch, der zu Hause sterben möchte, benötigt umfangreiche Unterstützung. Im Hospiz sind Pflegekräfte 24 Stunden vor Ort, die kontinuierliche, palliativmedizinische Versorgung ist sichergestellt, um hauswirtschaftliche Belange (Wäsche, Kochen, Putzen, Einkauf) müssen sich die Gäste nicht sorgen. Zu Hause kommt die häusliche Krankenpflege, wenn überhaupt, dreimal täglich für 30 Minuten. Hilfsmittel fehlen oft, wichtige Anträge (Höherstufung Pflegegrad, Zuzahlungsbefreiung) werden oft nicht gestellt. Wenn keine Angehörigen vorhanden sind, die eine Pflege „rund um die Uhr“ sicherstellen, ist der kranke und sterbende Mensch 23 Stunden auf sich alleingestellt. Hausärzte machen

heute kaum noch Hausbesuche. Selbst Spezialisierte Ambulante Palliativ Versorgung (SAPV) ist nur ein Tropfen auf dem heißen Stein. Hier besteht eindeutig weiterer Handlungsbedarf.

Wenn ich mir etwas wünschen könnte, dann, dass es keine qualitativen Unterschiede mehr gibt, ob ich zu Hause oder im Hospiz sterbe – kein Sterben erster und zweiter Klasse. Und ich habe noch einen zweiten Wunsch: eine Palliativstation für den Bezirk Treptow-Köpenick. Denn ich erlebe oft, dass unterversorgte Palliativpatienten mit einer hohen Symptomlast (Schmerzen, Luftnot, Übelkeit, Erbrechen) gemeinsam mit ihren Angehörigen verzweifelt den Weg in die Rettungsstellen der Krankenhäuser suchen, um von dort – weil ja eigentlich nichts mehr gemacht werden kann – nach kurzer Intervention wieder nach Hause entlassen werden.

Karin Lietz ist Sozialarbeiterin im Hospiz Köpenick und erste Ansprechpartnerin für Gäste und Angehörige, wenn es um Informationen, Beratungsgespräche und Anmeldungen geht (k.lietz@hospiz-koepenick.de).

[Steck Brief]

In unseren Steckbriefen möchten wir Ihnen das Team vom Hospiz Köpenick vorstellen. In dieser Ausgabe:

Paul Haase
[Krankenpfleger im Hospiz Köpenick]

Beruf kommt von **Berufung**

- 1993 in Köpenick geboren
- 2012 Abitur, Anna-Seghers-Oberschule, Adlershof
- Freiwilliges Soziales Jahr in der Gastroenterologie der DRK Kliniken Berlin | Köpenick
- entwickelt Leidenschaft für einen Beruf in der Medizin und Pflege
- 2014 Beginn der Ausbildung in der Krankenpflege
- seine Zeit in verschiedenen Fachabteilungen, besonders in der Endoskopie, und Gespräche mit Anleitern und Ausbildern gaben den entscheidenden „Anstoß“ in Richtung Hospiz
- sieht Pflegeberuf als echte Berufung und lebenslange Herausforderung
- Leidenschaft: Fotografieren



Der Tod ist ein Idiot



Eine Berliner Schulklasse hat sich gemeinsam mit Künstlern aus Tschechien Gedanken um „Gevatter Tod“ gemacht.

In Deutschland und großen Teilen der westlichen Welt ist Schwarz oder tiefes Dunkelblau vorherrschende Trauerfarbe. Allerdings war „Gevatter Tod“ nicht von jeher der gruselige, grausame und unerbittliche „schwarze Mann“, oft nahm er Allerweltsgestalt an, ein Typ wie du und ich. Der Tod ist eine ernste Sache, der Umgang mit ihm weltweit unterschiedlich. Gemeinsam mit tschechischen Künstlern erkundete eine Berliner Oberschulklasse, welche Trauerrituale in der Welt gebräuchlich sind. Dazu wurde dem Tod in der Kunst – in Form alter Gemälde, Zeichnungen und Fotografien – nachgegangen. „Gibt es ein Leben nach dem Tod?“, lautete eine der zentralen Fragen, die zwischen den Jugendlichen heftig diskutiert wurde, als ein gleichaltriges Mädchen aus der Schule nach schwerer Krankheit verstarb.

Ein gerechter Tod?

In Märchen und traditionellen Überlieferungen kommt der Tod oft als unbestechlicher „Geselle“ daher. Als Gerechter, mit dem man reden und bisweilen sogar verhandeln kann. Als „Gevatter Tod“ wird er respekt- und beinahe liebevoll verklärt – als käme der Tod immer zur passenden Zeit und wäre dann auch noch gerecht. „Wenn Kinder sterben, die ihr ganzes Leben noch vor sich haben“, so die entscheidende Erkenntnis der Schüler, „dann ist der Tod ein Idiot.“ Aus Sicht der Jugendlichen wäre das die ultimative Erklärung, den Künstlern aus dem Nachbarland reicht das jedoch nicht. Sie fordern die Klasse auf, über eigene Verluste nachzudenken. Über das, was man einem „Schicksal“ in die Schuhe schieben könnte oder unglücklichen „Umständen“, bei Unfällen etwa.

Der Tod in der Kunst

Die künstlerische Auseinandersetzung mit dem Tod schließlich löste die allgemeine Sprachlosigkeit. Über die Bilder wurden Erlebnisse ausgetauscht, oft verbunden mit Schilderungen aus den Medien. Nachrichten spielen für Jugendliche oft eine große Rolle, wenn es um das Sterben geht. In weltweiten Konflikten, durch Naturkatastrophen oder nach tragischen Unglücken. Der Tod, so die Meinung der meisten Schüler, ist dann sinnlos. „Wann aber hat der Tod denn Sinn?“, fragte Tereza, Künstlerin aus Ostrava, und auch da

waren sich die Jugendlichen fast einig: „Wenn jemand nach langem Leiden erlöst wird“, oder „... wenn alles nur noch an Maschinen hängt.“

Die eine Erklärung gibt es nicht

Während Künstler wie Albrecht Dürer oder Bernt Notke dem Tod in ihren Bildern eindeutige Identifizierungsmerkmale verleihen, bleiben die Schüler mit ihren Bildbeschreibungen abstrakt. Totenköpfe oder Skelette haben als Symbole zumindest in dieser Klasse ausgedient. Vielleicht, weil solche Darstellungen der Science-Fiction-Welt zugeordnet werden, vor allem aber, weil insbesondere das weltweite Kriegstodes von den Jugendlichen als tägliche Realität wahrgenommen wird. „Selbst, wenn nur wenige von uns bewusst erlebt haben, wie nahe Angehörige sterben“, scheint Isabell sicher, „ist der Tod doch irgendwie allgegenwärtig.“ Zum Beispiel, weil sich Eltern und Großeltern in Gegenwart der Jugendlichen darüber austauschen. Der Großvater von Max raunt dann halb im Scherz: „Die Einschläge kommen näher.“ Max findet das nicht lustig. „Es ist gut, wenn man noch Großeltern hat“, behauptet er leise. Und seine Freunde nicken. Am Ende des Ausflugs in die Kunst und die nicht eben leichte Kost nahmen sich viele Schüler vor, mehr Zeit mit ihrer Familie und Freunden zu verbringen. Was von den guten Vorsätzen bleibt, ist jedoch unklar. Zumindest auf ein Leben nach dem Tod konnten sich die meisten einigen. Fernab jeglicher Religiösität waren sie sich einig, dass es „weitergehen muss“, in „irgendeiner anderen Welt“, wo „Gevatter Tod“ nichts mehr zu melden hat. Solche Vorstellungen sind gar nicht so weit weg von alten Geschichten, Sagen und bildlichen Darstellungen. Oder von dem, was religiös gebundene Menschen glauben. Für Schüler und Künstler bleiben viele Fragen offen, weil es eine umfassende und erklärende Formel für den Tod nicht gibt. Und selbstverständlich wird man ihn weiterhin als Idioten bezeichnen – nicht nur in dieser Klasse – wenn er sinnlos zuschlägt und aus vermeintlich „heiterem Himmel“ hereinbricht.

Sandra Olbinghaus arbeitet als Freie Kunstpädagogin in Berlin und organisiert unter anderem Kunstkurse an Schulen.



Sonne. Licht. **Leben.**

Der Berliner Grafiker Knut Norbert Firchau war der Zeichner der Liebe und des Lichts.

Zunächst war da nur das Schwarz der Druckfarbe zu sehen. Felix – so wurde der Künstler von seinen Freunden gerufen – druckte seine Holzschnitte überwiegend in schwarzer Farbe. War die Druckplatte entfernt und das Papier anschließend getrocknet, erblickte ein leuchtendes Kunstwerk die Welt. Felix porträtierte hauptsächlich Frauen und Männer, kurz vor seinem Lebensende waren es beispielsweise 50 Dichter und Literaten, für die Berlin zu einer maßgeblichen Wirkungs-

stätte wurde. Reich wurde er mit seiner Kunst nie, im Gegenteil, das Geld war oft mehr als knapp. Dafür steckte er jeden Cent in die künstlerische Arbeit. In seiner Wohnung stapelten sich Papiervorräte, Tiegelpressen, Berge aus Blei- und Holzlettern, Linol- und Holzplatten und all die fertigen Drucke, die dann irgendwann einmal in den Galerien der Stadt landeten. Oder in Wohnzimmern zwischen Berlin, dem tschechischen Vranov und Guangzhou in China. Firchaus Netzwerk er-

streckte sich über die ganze Welt: Kunstinteressierte, leidenschaftliche Sammler von Holzschnitten, Galeristen und Professoren an Kunsthochschulen. Am liebsten lud er jedoch zum Tee in seine Friedrichshainer Wohnung, wo es nicht nur das leckere Heißgetränk gab, sondern auch Originalgrafiken für einen Euro.

Ein Berliner Fotograf hat Firchau als den Grafiker des Lichts bezeichnet, weil die Weißflächen in seinen Holzschnitten mit dem Tageslicht um die Wette strahlten. Schwarz und Weiß – für den Künstler der größtmögliche Kontrast für seine Figu-

*Wenn du irgendwo
Schwarz siehst, leuchtet
das Weiß drumherum
um so heller.*

ren, die oft von der Liebe erzählten. Firchau lachte beinahe ununterbrochen, wer mit ihm zusammen war, konnte nicht traurig sein. Selbst das Schwarz seiner Bilder wirkte nicht finster oder bedrohlich, eher „wie silbernes Mondlicht, dass sich in den Wellen des Sees bricht“, wie es ein Berliner Galerist formulierte. Besonders auffällig war, dass Firchau ständig arbeitete, ohne das es nach Arbeit aussah. Eher wie Vergnügen. Und dennoch füllte sich Blatt um Blatt, entstanden Mappen mit großformatigen typografischen Blättern, handgeschnitten und spiegelverkehrt, damit sie nach dem Druck lesbar waren.

Hin und wieder entwarf der Berliner, dessen Markenzeichen ein Hut auf dem Kopf war, gewaltige Zyklen bedruckten Papiers zu einem Thema. Klar, die Liebe spielte in seiner Kunst eine besondere Rolle, aber auch das Lebensende und der Tod. Immer wieder schuf er Drucke, in denen er dem Tod das Leben entgegenstellte. In Form von jungen Liebenden, starken Frauen und Männern in allerlei Heldenposen, die sich offensichtlich mit dem Tod anlegten. Oft hat sich Firchau in seinen Bildern selbst verewigt. Mit Hut und Bart, irgendwo ganz klein im Hintergrund.

Als er 2013 stirbt, hinterließ er eine internationale Fangemeinde. Die Berliner Druckszene war um einen ihrer Väter ärmer, vor allem aber um einen Künstler, der die alten Drucktechniken mit Hingabe pflegte, in Hochgeschwindigkeit Buchstaben schneiden und Menschen von Handpressendruckern begeistern konnte. Felix liebte seine Kunst und die Sonne Südmährens, unter der er die letzten Jahre seines Lebens verbrachte. Das sieht man seinen Bildern an, aus denen das Weiß umso heller strahlt, wenn es von Schwarz umringt ist.



Das Stichwort: Seelsorge

Die Seelsorge verbindet die Wörter Sorge und Seele. Der Begriff bezeichnet die persönliche geistliche Begleitung und Unterstützung eines Menschen insbesondere in Lebenskrisen durch ausgebildete Frauen und Männer. Meist handelt es sich um zeitlich begrenzte, thematisch strukturierte und in die jeweilige Lebenssituation eingebettete Gespräche unter vier Augen, über die Schweigepflicht besteht. Seelsorge kann in jedem Fall auch als Ermutigung und Zusage verstanden werden und wird meist interaktiv praktiziert.

Von der Seelsorge der römisch-katholischen Kirche und der evangelischen Landeskirchen ist die akute und beratende Seelsorge anderer Verbände oder kleinerer Kirchen nicht weit entfernt. Es geht um Hilfestellungen, die in Gesprächen verabredet und geplant werden. Zusätzlich hat sich die integrative systemische Seelsorge für Einzelpersonen, Paare und Familien etabliert.

Im Hospiz Köpenick ist **Christa Scholz (Foto)** für die Seelsorge verantwortlich. Sie ist katholische Seelsorgerin aus dem Erzbistum Berlin und mindestens an zwei Tagen und nach Verabredung im Hospiz zu erreichen. In der nächsten Ausgabe des Magazins Z steht Christa Scholz in einem Interview ausführlich Rede und Antwort.

**Christa Scholz, Katholische Krankenseelsorgerin
DRK Kliniken Berlin | Hospiz Köpenick
Salvador-Allende-Straße 2-8, 12559 Berlin
Telefon: (030) 3035 - 3446
E-Mail: c.scholz@hospiz-koepenick.de**

„ Stille kann einem zum
Freund werden, Einsamkeit
hingegen nicht.

Die eine **Liebe**

Solveig hat ihren Mann beim Sterben begleitet.

Mit Bauchdrücken fing alles an. Achim, Solveigs zweiter Mann, wollte eine gefühlte Ewigkeit nicht zum Arzt. Allerdings wurden die Schmerzen immer heftiger, irgendwann, nach kurzer ärztlicher Behandlung, wurde die Ahnung zur Gewissheit. Die Hiobsbotschaft: Krebs. Und keine Heilungschance mehr. Jedenfalls keine reguläre, greifbare. Allenfalls Stroh-

halme, aber wer mag denen schon trauen. Obwohl Menschen in Not immer wieder nach ihnen greifen. Das nennt man Hoffnung. Die kann Berge versetzen. Und bekanntlich stirbt sie zuletzt.

Solveig und Achim haben sich im Büro kennengelernt, eine typische wir-haben-uns-auf-Arbeit-ineinander-verliebt-Ge-



schichte. Beide kamen aus anderen Partnerschaften, der zweite Anlauf fiel ihnen nicht so leicht. Solveig, die lustige Alleskönnerin und Achim, der „Amtsschimmel“, wie ihn seine spätere Frau immer nannte. Weil Achim über alles tagelang nachdachte. Selbst der Kauf einer Kaffeemaschine wurde generalstabsmäßig organisiert. Vorher wurden Prospekte gesammelt, Testzeitschriften gekauft. Trotz der anscheinend zwei unterschiedlichen Lebensgeschwindigkeiten passten Solveig und Achim „wie der Deckel zum Topf“, so die Arbeitskollegen. Die beiden freuten sich über die zweite Liebe, irgendwann wurde „in ganz großem Stil“ geheiratet.

Das ist jetzt sieben Jahre her, sieben wunderbare Jahre. Der „Amtschimmel“ und die Alleskönnerin haben halb Europa bereist, neue Freundschaften geknüpft und keiner von beiden hätte im Traum daran gedacht, dass in Achim der Krebs bereits sein unheilvolles Wachstum begann. Es gab – im Nachhinein betrachtet – zumindest ein deutliches Warnzeichen. Als Achim auf einmal Gewicht verlor. Irgendwann sta-

bilisierte sich das und ein paar Kilo weniger auf den Rippen waren eben nicht zu verachten. Solveig geht zur Anbauwand, holt ein Fotobuch aus dem Schrank. Sie denkt viel lieber an die glücklichen Tage zurück. An die Urlaube in Italien, Griechenland und Norwegen. Dort hat es beiden am besten gefallen, weil vom Massentourismus wenig zu spüren war. „Menschenleere Gegenden, atemberaubende Natur und wilde Wasser – es war einfach herrlich“, begeistert sich Solveig noch immer.

Dann verging ihnen das Reisen. Achim kam ins Krankenhaus, Operation, Intensivstation, nach einer kurzen Erholungsphase Reha und Chemo. „Wenn sie dir sagen, dass mit all den Maßnahmen noch ein gutes halbes Jahr Lebenszeit drin ist, dann wird das durchgezogen“. Zumindest bezeichnete Achim das so. „Wir ziehen das durch“, hat er immer gesagt und dabei getan, als würde er für Napoleon kämpfen. Am Ende wurde ein Jahr daraus. Ein Jahr, zwei Wochen und drei Tage, um ganz genau zu sein. Achim starb wie ein Kind – hilflos und doch irgendwie friedlich. Nachdem sein Herz aufhörte zu schlagen, sah er aus wie auf den wenigen zerknitterten Jugendfotos, die die Zeit überstanden haben. „Dieses Bild werde ich nie vergessen“. Solveig klappt das Fotobuch zu, nimmt die Brille ab und wischt die Tränen weg. „Ich habe lange Zeit nicht arbeiten können, nicht richtig jedenfalls, denn trotz aller Trauer musste Geld in die Kasse.“ Nach Hause zu kommen, war eine Qual, erinnert sich Solveig. Unmittelbar nach Achims Tod kam ihr die Wohnung fremd und kalt vor, gelegentlich ist das heute noch so.

„Die Stille kann einem zum Freund werden, die Einsamkeit jedoch nicht“, sagt Solveig und schlägt das Fotobuch erneut auf. „Nachts ließ ich den Fernseher laufen, nur um irgendwie das Gefühl zu haben, nicht allein zu sein. Auch am Wochenende. Ich habe mich über den Stuss geärgert, der da lief, hatte aber auch keinen alternativen Plan.“

Jetzt, zwei Jahre später, kann sie wieder lachen. „Noch nicht so wie früher, aber immerhin, es geht langsam bergauf.“ Eine neue Partnerschaft ist nicht in Sicht. „Will ich auch nicht, Achim war die eine Liebe, die für unser und jetzt mein Leben reicht.“ Und dann fügte sie an: „Ich habe noch den lockeren Spruch aus der Trauerzeremonie in Erinnerung, dass Liebe halten soll, bis der Tod sie scheidet. Ich denke, dass unsere Liebe nicht einmal durch seinen Tod geschieden werden kann.“ Einen Wunsch hat Solveig noch: „Ich würde Achim gerne wiedersehen, egal in welcher Welt.“

Gabriel Burisch arbeitet als Familienberater in der Schweiz. Er schreibt unter anderem für Publikationen in seinem Heimatland, Österreich, Italien und Deutschland.

Licht!

Ein Parkplatzgespräch.

Ich stehe auf dem Parkplatz neben dem Hospiz und warte auf meine Frau, die aus dem Kindergarten kommt und mich abholen möchte. Ein Passant spricht mich an.

Wissen Sie, was das hier ist?

Ein Hospiz.

In das Leute zum Sterben reingekarrt werden?

Naja, sie werden nicht reingekarrt. Und ja, sie sterben hier. Allerdings nicht allein.

Das kostet doch einen Haufen Kohle. Das macht doch keinen Sinn, ist doch nur Geldschneiderei.

Haben Sie Zeit? Ich kann Sie hinbringen und Sie können sich das Haus anschauen. Es ist offen.

Ich bitte Sie junger Mann, ich bin doch nicht verrückt. Ich will nicht zu Leichen.

Sie haben Angst?

Ich habe keine Angst, aber mit Sterben und so habe ich nichts am Hut. Das geht mich nichts an.

Haben Sie noch nie jemanden aus ihrer engeren Umgebung verloren, aus Ihrer Familie vielleicht?

Ach, etliche ... Aber das ist nicht mein Thema.

Ich wollte nur mal wissen, was das da ist.

Jetzt wissen Sie es. Eine Herberge für Sterbenskranke.

Nee, eine Gelddruckmaschine.

Sie denken, die machen dort richtig Kohle?

Was denn sonst?

Sie begleiten Menschen beim Sterben. Und verdienen damit ihr Geld.

Sag ich doch!

Ich verdiene auch Geld. Mit einem viel leichteren Job übrigens ...

Gegen Geldverdienen ist ja auch nichts zu sagen, aber immer gleich Berge davon?

Das Hospiz ist auf Spenden angewiesen.

Kann ich mir nicht vorstellen, was denn für Spenden?



Rund 100.000 Euro pro Jahr.

Das hätten sie sich vorher überlegen müssen.

Erst bauen und dann betteln. Wie überall ...

Die haben sich das überlegt. Und haben trotzdem gebaut. Wollen Sie alleine sterben? Oder mit Schmerzen? Oder irgendwie, irgendwo? Es gibt in Berlin nicht mal genügend Hospize. Außerdem bettelt das Hospiz nicht um Geld. Es bittet um Unterstützung.

Die meisten Leute sterben doch sowieso in Krankenhäusern.

Deshalb müssten mehr Hospize gebaut werden.

Wissen Sie eigentlich, was Hospizdienste leisten?

Essen bringen. Händchen halten. Warten, bis die Kiste zuklappt – kostet alles ...

Wissen Sie was, ich lade Sie ins Hospiz ein.

Wir verabreden uns für Samstag.

Nochmal: Ich gehe nicht zu Leichen.

Ich lade Sie ja nicht auf den Friedhof ein. Im Hospiz wird niemand begraben.

Ich brauche keine Führung durch eine Leichenhalle.

Ich warte Samstag Punkt zehn Uhr hier auf Sie und wir schauen uns gemeinsam das Hospiz an.

Der Passant kam nicht. Auch nicht eine Stunde später. Cicely Saunders, die Begründerin der modernen Hospizbewegung, von der in dieser Ausgabe des Z-Magazins zu lesen ist, wünschte sich mehr Aufklärung über die Arbeit von Hospizdiensten. So machen wir es uns gemeinsam mit dem HospizTeam und dem Förderverein beneficio e.V. zur Aufgabe, weiterhin Licht in die Arbeit des Hospizes Köpenick zu bringen.

Foto: Uwe Baumann

Förderverein beneficio e.V.

Der Förderverein möchte die Arbeit des Hospizes hauptsächlich durch Öffentlichkeitsarbeit unterstützen und regelmäßig über das Thema Hospiz in der Region informieren. Der Verein plant, Veranstaltungen im Hospiz oder anderen Orten anzubieten, etwa eine Vortragsreihe. Mehr Informationen im nächsten Z-Magazin.

Förderverein beneficio e.V.

**Vorsitzender: Professor Dr. med. Stefan Kahl
c/o DRK Kliniken Berlin | Köpenick
Salvador-Allende-Straße 2-8
12559 Berlin**

Telefon: (030) 3035 - 3319

E-Mail: s.kahl@drk-kliniken-berlin.de

Web: www.hospiz-koepenick.de

Das
Hospiz-Magazin Z
gibt es auch
zum Herunterladen
und Weitergeben:
www.hospiz-koepenick.de

Hospiz Köpenick

Kurzinformationen

Aufnahme ins Hospiz

Unser Hospiz steht Gästen offen, die wegen einer schweren, unheilbaren Erkrankung nur noch kurze Zeit zu leben haben und eine palliativmedizinische Betreuung benötigen, die zu Hause nicht möglich ist. Sie werden im Hospiz Köpenick versorgt und in der letzten Lebensphase begleitet.

Es gibt von den gesetzlichen Krankenkassen festgelegte Kriterien, die erfüllt sein müssen, um Aufnahme im Hospiz zu finden. Ein Arzt erstellt deshalb ein medizinisches Gutachten, welches von der Krankenkasse und dem Medizinischen Dienst der Krankenversicherung überprüft wird, um die Notwendigkeit der Aufnahme in einem Hospiz zu bestätigen und gleichzeitig die Kostenzusage für die Aufnahme zu geben. Natürlich können auch selbstzahlende Gäste im Hospiz Köpenick aufgenommen werden.

Anmelden kann sich jeder Patient selbst, aber auch Angehörige oder betreuende Ärzte können einen Patienten anmelden, damit er in unser Hospiz aufgenommen wird. In der Regel sind vor einer Aufnahme im Hospiz ein Gutachten vom behandelnden Arzt und eine Kostenzusage der zuständigen Krankenkasse notwendig.

Eine erste Kontaktaufnahme erfolgt sinnvollerweise telefonisch mit unserer Sozialarbeiterin, die den Aufnahmeprozess koordiniert und zukünftige Gäste, deren Angehörige und die betreuenden Ärzte beraten kann. Alle Formulare, die notwendig sind, werden wir nach einer ersten Kontaktaufnahme übersenden.

Alle Fragen rund um die Aufnahme in unser Hospiz klären wir gern persönlich mit Ihnen, wenn Sie uns anrufen. Wenn Sie uns nicht anrufen wollen oder können, schreiben Sie uns bitte eine E-Mail.

Ihr Hospiz-Team

Das betreuende Team aus Pflegenden und Sozialarbeitern stellt den Erhalt der Lebensqualität der Bewohner unseres Hospizes in den Mittelpunkt. Die ärztliche Versorgung übernehmen erfahrene Palliativmediziner oder auch der Hausarzt. Wir kooperieren mit Palliativmedizinern, die die Gäste unseres Hauses versorgen, jederzeit kann aber auch der Hausarzt des Patienten teilweise oder vollständig die Betreuung übernehmen. Wir besprechen das gern mit unseren Gästen und den Hausärzten. Das Hospiz-Team wird durch Therapeuten, Seelsorger und ehrenamtliche Helfer ergänzt.

Das Hospiz – Teil des Unternehmensverbundes

Das Hospiz Köpenick gehört zu den DRK Kliniken Berlin, einem gemeinnützigen Unternehmensverbund, bestehend aus vier Krankenhäusern und einem Pflegeheim. Alleiniger Gesellschafter des Verbundes ist die DRK-Schwesternschaft Berlin e.V., ein eingetragener Verein mit mehr als 1.000 Mitgliedern – den Rot-Kreuz-Schwestern. Die DRK-Schwesternschaft Berlin steht für eine hochwertige, an den Bedürfnissen von Patienten, Heim- und Hospizbewohnern ausgerichtete Gesundheitsversorgung.



DRK Kliniken Berlin

www.drk-kliniken-berlin.de



DRK-Schwesternschaft Berlin e.V.

www.drk-schwesternschaft-berlin.de



DRK Kliniken Berlin
Hospiz Köpenick
Haus 27
Salvador-Allende-Straße 2 – 8
12559 Berlin
Telefon: (030) 3035 - 3440
E-Mail: info@hospiz-koepenick.de
Web: www.hospiz-koepenick.de

Spenden für das Hospiz

Unser Hospiz finanziert sich dadurch, dass die Krankenkassen nach einer entsprechenden Kostenzusage 95 Prozent der Kosten übernehmen, 5 Prozent der Kosten müssen wir selbst aufbringen. Deshalb sind wir auf Ihre Spenden angewiesen.

Spenden können direkt an das Hospiz erfolgen oder auch an den Förderverein **beneficio e.V.**, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, das Hospiz der DRK Kliniken Berlin | Köpenick in seiner Arbeit zu unterstützen. Sowohl das Hospiz als auch der Förderverein werden regelmäßig einmal jährlich über die Spenden und deren Verwendung berichten.

Spenden für das Hospiz sollten sich auf Geld- und Zeitspenden beschränken. Wollen Sie sich mit einer Sachspende engagieren, bitten wir Sie unbedingt um vorherige Kontaktaufnahme mit der Leitung des Hospizes, damit geklärt werden kann, ob für die von Ihnen beabsichtigte Sachspende Bedarf besteht.

Spendenquittungen für Geldspenden werden automatisch ausgestellt, wenn Sie uns Ihre Kontaktdaten mitgeteilt haben.

Bankverbindung für Ihre Spenden

Bank für Sozialwirtschaft
 IBAN DE84 1002 0500 0003 2334 01
 BIC BFSWDE33BER
 Verwendungszweck: Spende Hospiz

Ansprechpartner

Für Information, Beratung
 und Anmeldung

Karin Lietz

Sozialarbeiterin

Telefon: (030) 3035 - 3443

E-Mail: k.lietz@hospiz-koepenick.de

Franziska Irmischer

Verantwortliche Pflegefachkraft (komm.)

Telefon: (030) 3035 - 3441

E-Mail: f.irmscher@hospiz-koepenick.de

Frank Armbrust

Hospizleiter

Telefon: (030) 3035 - 3445

E-Mail: f.armbrust@hospiz-koepenick.de

Impressum

Herausgeber und verantwortlich für den Inhalt:

DRK Kliniken Berlin
 Stabsstelle Unternehmenskommunikation
 Romina Rochow, Leiterin
 Spandauer Damm 130, 14050 Berlin
 Telefon: (030) 3035-5071
 E-Mail: r.rochow@drk-kliniken-berlin.de

Konzept, Redaktion und Gestaltung:

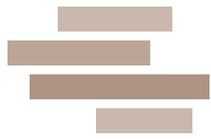
Uwe Baumann, Anouk Yandoh, Damian Dabrowski
www.ortszeitmediale.de

2. Ausgabe | Redaktionsschluss:

15. September 2017
 Alle Rechte vorbehalten.



Für den Druck des Hospiz-Magazins wurden 100 Prozent recyceltes Altpapier verwendet und mehrere Bäume gepflanzt.



DRK Kliniken Berlin
Hospiz Köpenick

www.hospiz-koepenick.de

Noch in den letzten Schlaf
Endlosen Traum
Werde ich auf deinem
Blicke gleiten.

Thomas Luthardt